

Von neuen Büchern

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Kultur und Politik : Zeitschrift für ökologische, soziale und wirtschaftliche Zusammenhänge**

Band (Jahr): **5 (1950)**

Heft 2

PDF erstellt am: **10.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von neuen Büchern

Dr. Alfred Feldmann

ABC der Wirtschaft

Verlag A. Francke AG., Bern

Auf knapp 150 Seiten schenkt uns der Verfasser eine ganz ausgezeichnete Einführung in die Grundlagen der modernen Wirtschaft unseres Landes. Eine Fülle von Tatsachenmaterial wird uns einfach und anregend geschildert und bildstatistisch interessant und lebendig veranschaulicht. Mag man auch in dieser oder jener Frage anders denken als der Verfasser, wird man ihm und dem Verlag dankbar sein für dieses prächtige Werklein.

In unseren Freunden wird die folgende Leseprobe sicher das Verlangen wecken, mehr von diesem Buche zu wissen. Wir vermitteln es gerne.

Der Schweizer Bauer

In den Jahrhunderten vor der Französischen Revolution lebten auch in der Schweiz die meisten Bauern des Mittellandes als Untertanen. Städte, wie zum Beispiel Zürich, zwangen sie, möglichst billig Lebensmittel zu liefern; gleichzeitig verbot ihnen die städtische Obrigkeit, auf eigene Rechnung ein Handwerk zu betreiben. Schwere Lasten wie Zinsen, Zehnten, Militärpflicht, machten den eigenen Verdienst aus der Bauernarbeit ohnehin gering. Er betrug kaum ein Drittel des Ertrags; ebensoviel ging für die Lasten ab; das letzte Drittel musste als Saatgut wieder in den Betrieb gesteckt werden. Für Verbesserungen des Landbaus hatte der Bauer wenig Anlass: all das kam letzten Endes nur seinen Herren zugute. Von Düngung, anderer Bodenpflege, Maschinen und ähnlichen Hilfsmitteln wusste man nichts. Wie in alter Zeit, bestellte man das Feld nach dem Plan der sogenannten Dreifelderwirtschaft: ein Drittel Sommerfrucht, ein Drittel Winterfrucht, ein Drittel Brachland. Alle Dorfgenos- sen mussten sich dem Flurzwang der Gemeinde fügen, man musste also gleichzeitig und dasselbe säen, pflanzen und ernten. In den Alpentälern war, wie auch heute noch an vielen Orten, Weide, Wald und Wasser als sogenannte «Allmende» im Besitze der Gemeinden. Das machte die Gemeinden stark und erlaubte doch jedem einzelnen Gemeindegossen, ohne grosse Kosten Vieh zu halten und so seinen beweglichen Besitz zu vermehren. Weil sie schon in alter Zeit Korn und Salz gegen Vieh eintauschen mussten, kamen diese Bergbewohner früh und oft unter fremde Menschen und in ferne Länder, und sie

wurden so freiere, eigenwilligere und unternehmendere Leute als die Bauern des Mittellandes. Sie sind es bekanntlich gewesen, die die alte Eidgenossenschaft gegründet haben.

Nach der Französischen Revolution wurden auch im schweizerischen Mittelland die Bauern frei. Von den alten «ewigen» Lasten konnten sie sich loskaufen; die für diesen Zweck aufgenommenen Darlehen mussten sie zwar verzinsen, doch waren ihre Schulden tilgbar. Im Wettbewerb untereinander und mit dem Ausland suchte jeder auf eigene Faust so viel wie möglich aus Boden und Vieh herauszuholen. Man darf dabei nie vergessen, wie schwer es die Natur selbst dem Schweizer Bauern macht, eine gewinnbringende Landwirtschaft aufzubauen. Vom Boden unseres Landes ist ein volles Viertel Ödland — Fels und Firn — ein weiteres Viertel trägt Wald, von dem zwei Drittel in Alpen und Jura nicht voll genutzt werden. Unregelmässiges Wetter macht den Feldbau riskierter als anderswo. — Trotz alledem nahm im Laufe weniger Jahrzehnte die schweizerische Landwirtschaft einen grossen Aufschwung, so dass sie um 1850 zum Beispiel fünf Sechstel des Kornbedarfes des ganzen Landes zu decken vermochte. Viele Bauern wurden wirklich schuldenfrei. Ein neues Erbrecht, nach dem anders als früher alle Kinder gleichberechtigt waren, führte allerdings dazu, dass die Güter oft stark zerstückelt wurden, oder der Bauer musste neue Schulden machen, um seinen Geschwistern die gesetzlichen Anteile auszahlen zu können. In einer Zeit aber, da alles gut zu gehen versprach, machte man sich über die möglicherweise daraus entstehenden Schwierigkeiten nicht viel Gedanken. Dass aber das freie Bodeneigentum und die freie Konkurrenz für den Bauern nicht unter allen Umständen ein Vorteil blieb, wurde klar, als unter dem Druck der Industrie die Eisenbahnen ins Leben gerufen wurden. 1847 fuhr die erste Bahn von Zürich nach Baden, wenige Jahrzehnte später überzog bereits ein dichtes Liniennetz das Land, 1832 wurde der Gotthard durchstochen, 1902 der Simplon, 1912 noch der Lötschbergtunnel eröffnet. Den Bauern brachte das alles eine gewaltige Umwälzung: vom Ausland strömte billiges Korn und billiger Wein herein. Der Ackerbauer musste, ob er wollte oder nicht, sich auf Gras- und Viehwirtschaft umstellen. So ist seit 1850 die mit Getreide angebaute Landfläche auf einen Drittel zusammengeschrumpft, auch das Rebland ist allein seit 1898 auf einen Drittel zurückgegangen. Konnte man 1850 das Volk noch für 290 Tage mit eigenem Korn versorgen, so reichte es in den neunziger Jahren nur noch für 150 Tage, und später waren es gar nur noch etwa 80 Tage und auch das nur, weil die Eidgenossenschaft als Ganzes den Getreidebau künstlich unterstützt. Noch 1885 kamen wenigstens 35 Prozent des bäuerlichen Einkommens aus dem Feldbau, später waren es nur noch 20—24 Prozent; 76—80 Prozent seines Verdienstes gewinnt der Bauer heute «aus dem Stall». Die kleinsten Betriebe waren bald nicht mehr zu halten. Die Bauernschaft ging an Zahl langsam, aber sicher zurück, obgleich sich in derselben Zeit das Schweizervolk ums Doppelte vergrössert hat. Die aufkommende Industrie sah zuerst die landlosen Bauernsöhne gern: je grösser der Zustrom vom Lande in die Stadt wurde, um so niedriger konnten die Löhne der Fabrikarbeiter gehalten werden, um so besser hoffte man die Konkurrenz mit dem

Ausland bestehen zu können. Der Landwirtschaft ihrerseits fehlten immer mehr billige Arbeitskräfte, was den Kampf der Bauern noch härter machen musste, als er bei sinkenden Preisen und der Konkurrenz mit den eingeführten Produkten ohnehin war. Der auf dem Lande bleibende Bauer konnte sich nur durch eines halten: mehr Arbeit und immer bessere Qualität. Noch 1876 hatte durchschnittlich jeder fünfte Viehbesitzer mehr als sieben Stück Grossvieh, 1936 hingegen war es jeder zweite. Die Viehaufzucht hat ausserordentliche Fortschritte gemacht: die Schweizer Kuhrassen (Emmentaler, Simmentaler, Schwyzervieh, Walliserrasse) wurden in fernen Ländern bekannt und begehrt. Heute sind ganze Talschaften, wie etwa das bernische Simmental, davon abhängig, ob Zuchtvieh in fremde Länder geführt werden kann (z. B. Italien, Russland). Die Kühe selbst geben heute um die Hälfte mehr Milch als in den 1860er Jahren. Früher wurde mehr als die Hälfte der Milch direkt von der Bevölkerung getrunken, heute nur noch etwas mehr als ein Drittel, während fast die Hälfte in der Industrie weiter verarbeitet wird (Käse, Kondensmilch, Schokolade, Kindermehle usw.) und der Rest für die Viehaufzucht verwertet wird. So wurde der Bauer gerade durch die Viehwirtschaft immer mehr in den Warenmarkt, ja den Weltmarkt hineingerissen und sein Schicksal an das der Industrie gebunden. Arbeitskräfte und Abfälle suchte man besser auszunutzen, indem man den Gutsbetrieb möglichst mannigfaltig gestaltete. Der Schweinebestand hat sich seit 1876 verdreifacht, die Bienenvölker sind verdoppelt, die Geflügelbestände allein seit 1918 aufs Doppelte angewachsen, obgleich der Kornmangel das Füttern eigentlich schwierig macht und daher die ausländischen Eier stets billiger sind als die einheimischen. Seit den 1890er Jahren wird der Obstbau sorgfältiger und nachhaltiger gefördert (1881 erster Baumwörterkurs, 1890 Gründung der Eidgenössischen Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau in Wädenswil).

Mehr aus einem Gut herausholen heisst aber auch für den Bauern den Betrieb technisch besser ausstatten. Die meisten Schweizer Bauern besitzen jedoch nur kleinere Güter, und auch diese sind allzuoft in viele ganz zerstreut liegende Teile zerstückelt: besteht doch der Betrieb des Schweizer Bauern aus durchschnittlich 13 Parzellen! Bebauung und Pflege sind dadurch umständlich, Maschinen nur selten mit Vorteil zu verwenden. Dem kleinen Bauern fehlt zudem meist das nötige Kapital, um Maschinen anzuschaffen; er kann es nur, indem er Schulden macht. So waren 1929 nur ein Sechstel aller landwirtschaftlichen Motoren und ein Drittel aller Maschinen im Besitze der Kleinbauern, die doch drei Fünftel aller Bauern ausmachen. Daher ist es kein Wunder, dass zum Beispiel von 1905 bis 1929 nicht weniger als 25 000 Bauerngüter aufgegeben worden sind, und dass von diesen nicht weniger als 24 000 Kleinbauern gehörten.

Durch die besseren Erträge, vor allem aber durch die Ausdehnung der Städte und den Ausbau des Verkehrsnetzes sind die Bodenpreise in der Schweiz sehr gestiegen. Man kann den Boden nicht wie irgendeine Ware vermehren und so den Preis zum Sinken bringen. Man könnte nun meinen, dass es für den Bauern eine Freude sein müsse, wenn er in seiner Buchhaltung höhere Werte

notieren kann. Aber genau besehen, bedeuten höhere Bodenpreise nur für denjenigen einen Vorteil, der sein Gut verkaufen will — wer aber durch Kauf ein Gut erwirbt, hat mehr Kapital nötig und macht daher grössere Schulden. Heute muss man damit rechnen, dass der Boden stets um etwa ein Viertel «überzahlt» wird. Der sogenannte «Ertragswert», d. h. das, was das Gut einzubringen vermag, wird so meist viel kleiner als der sogenannte «Verkehrswert». Nicht viel besser als ein Käufer ist der Bauernsohn dran, der sein Gut vom Vater erbt: er muss seine Geschwister nach dem geltenden Erbrecht auszahlen; als Erleichterung wirkt nur der Umstand, dass nach dem Zivilgesetzbuch von 1912 bei solchen Teilungen der Ertragswert zugrundegelegt werden darf. So ist nun zwar der Wert des Bauernbesitzes, pro ha gerechnet, seit 1901 durchschnittlich um etwa 50 Prozent gestiegen — von 5553 auf 7629 Franken. Die Schuldenlast aber ist in derselben Zeit um mehr als 100 Prozent gestiegen — von 1928 auf 4224 Franken, von 34,7 Prozent auf 55,36 Prozent. Die Kleinen haben dabei infolge ihres viel teureren Bodens — er ist teurer durch die grössere Nachfrage nach kleinen Gütern — um die Hälfte mehr Zinsen pro ha zu rechnen wie die Grossbetriebe und um ein Viertel mehr als die «Mittelbauern» (mit Gütern von 5—15 ha). Die Darlehen sind meist «hypothekarisch» gedeckt, d. h. das Gut verfällt, wenn der Bauer nicht mehr zahlen kann, dem Gläubiger, heute meist einer Bank, die das Gut dann unter Umständen weiter verpachtet. Aus allen diesen Gründen könnten bei freien Preisen heute nur etwa die Hälfte aller Bauerngüter überhaupt «rentabel» sein. Seit die Industrie sich nicht mehr ausdehnt und den Bevölkerungsüberschuss nicht mehr aufnehmen kann, wird die Lage, auf weite Sicht betrachtet, immer schwieriger.

<p>Buchhandlung der Evangeliſchen Gesellschaft</p> <p>Gegründet 1848 Nägeligasse 9</p> <p>Bern</p> <p>Die Bücherbezugsquelle der evangelischen Familie seit hundertJahren</p>	<p>Schweizerische</p> <p>Bauern-Heimatschule</p> <p>Möschberg</p> <p>SCHULE für sorgfältigen, bodenständigen Haushalt, mit praktischer Säuglingspflege in eigenen Kinderstuben.</p> <p>Kleine Klassen. Sommer- und Winterkurs je 5 Monate. Prospekte durch die Schulleitung.</p>
--	---